

Heinz Duchhardt

HISTORISCHE ELITENFORSCHUNG –
EINE TRENDWENDE IN DER
GESCHICHTSWISSENSCHAFT?

Die mit dieser Gerda-Henkel-Vorlesung verbundene Aufgabe, über ein *abgeschlossenes* Forschungsprojekt zu berichten, dessen Vielgliedrigkeit es nicht erlaubt, ein Ergebnis – womöglich gar eins, das die Wissenschaft umstürzt – zu präsentieren, kann sinnvoll wohl nur so gelöst werden, daß anstelle einer wenig spannenden Auffächerung, wenn nicht gar Auflistung sehr spezieller Einzelergebnisse ein Einblick in den Wissenschaftsdiskurs im Fach Geschichte gegeben und zu vermitteln versucht wird, daß auch aus einem eher heterogenen geisteswissenschaftlichen Projekt neue Forschungsimpulse erwachsen können.

*

Seitdem die Geschichte über ihren Wissenschaftsanspruch und ihren Wissenschaftscharakter reflektiert, kommt es periodisch, aber letztlich nicht kalkulierbar zu Diskussionen über ihre Methoden, über ihre thematischen Schwerpunkte, über die theoretischen Vorgaben, die ihr Erkenntnisinteresse leiten. Ob diese Diskussionen durch eine große „Meistererzählung“ ausgelöst wurden oder durch eine eher beiläufige Kontroverse, in aller Regel waren sie von der herrschenden Zeitströmung, von den Fragen, die die jeweilige Gegenwart aktuell beschäftigten, abhängig – nicht immer im Sinn von direkten Vorgaben aus dem gesellschaftlich-politischen Raum, aber meist in dem Sinn, daß die Geschichte die brennenden Fragen ihrer jeweiligen Gegenwart aufgreift und als Folie für ihre eigenen Fragestellungen sieht und nutzt: inspirativ oder auch distanzierend. Wenn Edward Gibbon auf dem Höhepunkt der vom Fortschrittsglauben durchtränkten Aufklärung über den Niedergang eines politisch-kulturellen Systems arbeitete¹ und dabei unter anderem dessen wenig entwickelte Toleranz thematisierte²,

¹ Edward Gibbon, *The Decline and Fall of the Roman Empire*, 6 Bde., 1776–1788.

² Als Einstieg in die Gibbon-Forschung: Karl Christ, *Von Gibbon zu Rostovtzeff. Leben und Werk führender Althistoriker der Neuzeit*, Darmstadt 1972, S. 8–25.

dann weist das ebenso – zumindest indirekt – in diese Richtung wie wenn 1889, also als Preußen-Deutschland auf dem Sprung stand, sich in den Wettlauf um die Kolonien einzuschalten, die erste einschlägige Monographie über Brandenburgs Kolonialprojekte des späten 17. Jahrhunderts erschien³. Und die Beispiele lassen sich beliebig vermehren. Daß Friedrichs des Großen Politische Testamente mit ihren vermeintlich expansionistischen Zielsetzungen unmittelbar vor dem 1. Weltkrieg der Wissenschaft zugänglich gemacht wurden⁴, war natürlich kein Zufall, sondern verwies direkt auf die „Aufgaben“ der Gegenwart. Das Jahrzehnt vor und das nach dem Ersten Weltkrieg war in Deutschland von jenem verhängnisvoll hypertrophen Nationalismus, zunächst noch von seiner Steigerung und dann, vor der Folie des Versailler Vertrags, von der Sehnsucht nach seiner Renaissance, geprägt, der ein anderes Forschen als das unter der Leitfrage der Genese und Ausprägung des Machtstaats kaum zuließ; der das Fach und die Öffentlichkeit aufwühlende Streit um die Kulturgeschichte Lamprechtscher Prägung⁵ verdeutlicht das ebenso wie die Tatsache, daß eine Forscherkohorte, der es in der frühen Weimarer Republik im deutlichen Contra zu dem macht- und damit staatenpolitisch orientierten Forschungsansatz um den „Primat der Innenpolitik“ ging, um die Namhaftmachung und Interpretation der *forces profondes* hinter der „großen“ Politik der Kabinette, keine Chance hatte, in die wissenschaftlichen und wissenschaftspolitischen Schlüsselpositionen einzurücken; man mag etwa nur an die „Fälle“ Eckart Kehr⁶ oder Gustav Mayer⁷ denken. Und um das Beispiel auch nach der anderen Seite hin abzurunden: So intensiv der Europa-Diskurs in den 1920er Jahren auch war, die Reflexion darüber, wie dieser Geschichtslandschaft und Erfahrungsgemeinschaft Kriege zukünftig erspart und wie die rapiden Bedeutungsverluste des Alten Kontinents

³ Richard Schück, Brandenburg-Preußens Kolonialpolitik unter dem Großen Kurfürsten und seinen Nachfolgern (1647–1721), 2 Bde., Leipzig 1889. Der Autor machte dann im preußischen Staatsdienst eine Karriere als Jurist.

⁴ Georg Küntzel (Hrsg.), Die Politischen Testamente der Hohenzoller nebst ergänzenden Aktenstücken, Bd. 2, Leipzig/Berlin 1911. Zu benutzen sind die Politischen Testamente jetzt in der Edition von Richard Dietrich (Hrsg.), Die politischen Testamente der Hohenzollern, Köln/Wien 1986.

⁵ Vgl. Luise Schorn-Schütte, Karl Lamprecht. Kulturgeschichtsschreibung zwischen Wissenschaft und Politik, Göttingen 1984.

⁶ Zuletzt dazu den Essay von Hans-Ulrich Wehler in: Deutsche Historiker, hrsg. von Hans-Ulrich Wehler, Göttingen 1971, S. 100–113.

⁷ Wehlers Essay ebd. Bd. 2, Göttingen 1971, S. 120–132, sowie Gottfried Niedhart, Deutsch-jüdische Neuhistoriker in der Weimarer Republik, in: Jahrbuch des Instituts für deutsche Geschichte, Beiheft 10, Tel-Aviv 1986, S. 147–176.

gestoppt werden könnten⁸: wissenschaftlich hatte „Europa“ noch keine Chance. An der Wende vom 20. zum 21. Jahrhundert, zu einem Zeitpunkt, zu dem die Formierung des Kontinents irreversibel geworden zu sein scheint, sieht das anders aus, jetzt *ist* „Europa“ zu dem Code- und Schlüsselwort schlechthin geworden, dem sich kaum eine Wissenschaftseinrichtung und schon gar kein Verlag entzieht; fast jeder deutsche Fachverlag im engeren oder weiteren Sinn hat inzwischen eine „Europäische Geschichte“⁹, ein „Handbuch der Geschichte Europas“¹⁰, eine Reihe „Europa bauen“¹¹ oder ähnliches in seinem Programm, und bei englischen Verlagen – um nur sie des Beispiels halber herauszugreifen – verhält es sich kaum anders: auch hier reichen sich die „Histories of Europe“ gewissermaßen die Hand¹². Unbeschadet der seit langem überfälligen Neubearbeitung des alten Gebhardtschen „Handbuchs der deutschen Geschichte“¹³, das die Studenten seit über einem Jahrhundert begleitet: die rein nationale Geschichtsdarstellung und -interpretation hat es vor diesem europäischen Hintergrund inzwischen unendlich schwer. Roman Herzogs Rede zur Eröffnung des Münchener Historikertags 1996 mit seinem dezidierten Europa-Bekenntnis¹⁴ hat diesen wissenschaftlichen Europäisierungsprozeß zwar nicht angestoßen, aber sie spiegelt ihn.

Noch schärfer, wenn der Eindruck nicht täuscht, stellt sich die Abhängigkeit methodischer Neuansätze vom herrschenden Zeitgeist bei den wechselnden inhaltlichen, also sektoralen Präferenzen der Geschichtswissenschaft dar. Um es erneut am deutschen Beispiel zu demonstrieren: Seit den 1950er Jahren wehte der Wind traditionellen Zweigen der Geschichtswissenschaft wie der politischen und der Diplomatiegeschichte sowie der Ideengeschichte mehr und mehr ins Gesicht, die sich zunehmendem Druck der mit Führungsanspruch, wenn nicht gar Platzhirschambitionen auftretenden Sozial- und Wirtschaftsgeschichte und der aus ihr erwachsenden Gesellschaftsgeschichte ausgesetzt sahen, dies alles vor dem Hintergrund des sog. Wirtschaftswunders und der Er-

⁸ Problemskizze und knapper Überblick bei Heinz Duchhardt, Europa-Diskurs und Europa-Forschung. Ein Rückblick auf ein Jahrhundert, in: Jahrbuch für Europäische Geschichte 1 (2000), S. 1–14.

⁹ Fischer, Frankfurt/Main. Geplant ist die Reihe auf 65 Bände.

¹⁰ Ulmer, Stuttgart. Bisher erschienen 4 Bände (2002/03).

¹¹ Beck, München.

¹² So etwa Blackwell, Houndmills.

¹³ Die 10. Auflage hat soeben (2002) zu erscheinen begonnen.

kenntnis, daß in Hinsicht auf den gesellschaftlichen Umbau in der jungen Bundesrepublik noch manches im Argen lag und noch viel zu geschehen habe. In den 1970er und 1980er Jahren kamen, wiederum nicht ohne Rückbezug in den und auf den politischen Raum, auf Emanzipationsprozesse, auf Projektionen der Weltbevölkerung, auf Diskussionen über Multikulturalismus und anderes die Geschlechtergeschichte, die historische Demographie und die historische Anthropologie auf, seit den 1990er Jahren diskutiert das Fach außer über den *linguistic turn* über den *cultural turn* in der Geschichtswissenschaft, auch dies in deutlicher Korrelation zu einem globalistischen Weltverständnis, das inzwischen weniger über politische Systeme nachdenken läßt, sondern über Kulturen, die für politische Prozesse wenn nicht verantwortlich, so doch zumindest mitverantwortlich sind. Das sind nicht nur Indizien dafür, wie sehr die moderne Geschichtswissenschaft das Gespräch mit ihren Nachbardisziplinen sucht und pflegt und sich als Teil einer umfassenden Sozial- und Kulturwissenschaft versteht, sondern vor allem dafür, daß diese Paradigmenwechsel letztlich nicht kalkulierbar sind. Die unvorhersehbaren Wendungen sind geradezu zur Signatur der modernen Geistes- und Geschichtswissenschaft geworden. Die Vernetzung der internationalen Geschichtswissenschaft tut ein Übriges, um einen an einer Stelle entwickelten und getesteten inhaltlichen oder methodischen Neuansatz rasch zu einer globalen Angelegenheit und einem weltweiten Diskursobjekt zu machen – der überbordende Zeitschriftenmarkt sorgt dafür ebenso wie ein „Kolloquialismus“, der keine Grenzen und Selbstregulierungsmechanismen mehr kennt.

*

Ich habe einen längeren Anlauf gemacht, um zu meinem eigentlichen Thema zu kommen, und will ihm unkommentiert zunächst einige Buchtitel voranstellen: „Unterbäuerliche Schichten im Hamburger Marschgebiet“¹⁵; „Handwerksgesellen und Lohnarbeiter. Untersuchungen zur oberrheinischen Stadtgeschichte des 14. bis 17. Jahrhunderts“¹⁶; „Gesellschaftliche Unterschichten in den südwestdeutschen Städten“¹⁷;

¹⁴ Druck: Geschichte als Argument. 41. Deutscher Historikertag in München 17. bis 20. September 1996. Berichtsband, hrsg. von Stefan Weinfurter und Frank Martin Siefarth, München 1997, S. 16–23.

¹⁵ Brigitte Wolf, Unterbäuerliche Schichten im Hamburger Marschgebiet, Hamburg 1989.

¹⁶ Knut Schulz, Handwerksgesellen und Lohnarbeiter. Untersuchungen zur oberrheinischen und oberdeutschen Stadtgeschichte des 14. bis 17. Jahrhunderts, Sigmaringen 1985.

„Wahrnehmungsformen und Protestverhalten. Studien zur Lage der Unterschichten im 18. und 19. Jahrhundert“¹⁸. Diese Titel aus den 60er bis 80er Jahren stehen stellvertretend für einen ganz offenkundigen Forschungstrend, der den namenlosen „Kleinen“ zu fassen suchte, den „underdog“, der nicht Geschichte schrieb oder machte, sondern sie zu erleiden hatte, der von den wirtschaftlichen *ups and downs* nicht profitierte, sondern immer am Rand des Existenzminimums dahinvegetierte. Es war zu einem guten Teil ideologisch prädisponiert, anstelle der Herrscher und ihrer Entourage den namen- und meist auch konturenlosen „Armen“ ins Auge zu fassen, den *nobody*, anstelle der sozialen, wirtschaftlichen, militärischen oder kirchlichen Führungsschichten den gesellschaftlich am anderen Ende der Skala Stehenden, wenn nicht gar den Außenseiter. In der wissenschaftlichen Präferenzenliste standen die Unterschichten ganz obenan, Reihen wie die in den frühen 1960er Jahren aus den Büdinger Gesprächen der Ranke-Gesellschaft hervorgegangenen über „Deutsche Führungsschichten“ gerieten rasch und nachhaltig in den Geruch des Vorgestrigen¹⁹. Studien dieser Art zu den sozial Nichtprivilegierten eröffneten in vielen Fällen auch die besten Karrierechancen, so problematisch die Unterschichten- und Randgruppenforschung auch war, weil jene Gruppen bekanntlich nur selten autobiographische Zeugnisse hinterlassen haben, nur selten in Steuerlisten auftauchen, nur selten mit einem Beamten korrespondiert haben. Daß die sog. Geschichte von unten sich europaweit über die von den „Barfußhistorikern“ getragenen Geschichtswerkstätten durchsetzte und sich mit viel Liebe, aber meist ohne allzu große Distanz und Kritik der nicht Erfolgreichen, der ins Abseits geratenen, der unter der Politik Leidenden, gegen sie Protestierenden und Opponierenden annahm²⁰, war Programm und wurde im politischen Raum unter dem Schlagwort von der neuen, positiv zu konnotierenden Protestkultur²¹ auch offen propagiert und eingefordert –

¹⁷ Gesellschaftliche Unterschichten in den südwestdeutschen Städten, hrsg. von Erich Maschke und Jürgen Sydow, Stuttgart 1967.

¹⁸ Wahrnehmungsformen und Protestverhalten. Studien zur Lage der Unterschichten im 18. und 19. Jahrhundert, Frankfurt a. M. 1979.

¹⁹ Dokumentation: Schriften zur Problematik der deutschen Führungsschichten in der Neuzeit, Bde. 1–14, Darmstadt 1965–1983. Die Reihe änderte verschiedentlich ihren Titel.

²⁰ Vgl. den alles in allem kritischen Beitrag von Peter Borscheid, Alltagsgeschichte – Modetorheit oder neues Tor zur Vergangenheit?, in: Wolfgang Schieder/Volker Sellin (Hrsg.), Sozialgeschichte in Deutschland, Bd. 3, Göttingen 1987, S. 78–100.

²¹ Werner Giesselmann, Protest als Gegenstand sozialgeschichtlicher Forschung, in: Wolfgang Schieder/Volker Sellin (Hrsg.), Sozialgeschichte in Deutschland, Bd. 3, Göttingen 1987, S. 50–77.

Gustav Heinemanns Bremer Schaffermahlzeitsrede vom 13. Februar 1970²² hatte hier ganz deutliche Akzente gesetzt. Auch die – freilich nicht von Deutschland ausgehende, hier aber sehr wohl rasch rezipierte – Volkskulturforschung muß in diesem Zusammenhang angesprochen werden, die Hypothese also von den beiden Kulturen des Volkes und der Eliten, von denen die erstere im Zuge eines staatlichen Disziplinierungsprozesses habe untergehen müssen und deren Protagonisten, Peter Burke etwa²³, sie doch unumwunden als die „bessere“, weil unverfälschte Kultur einstufen.

Seit der Wende zum letzten Jahrzehnt des zurückliegenden Jahrhunderts hat indes ein nachhaltiger Prioritäten- und Präferenzenwechsel eingesetzt, der zeitlich parallel damit verlief, daß es im politischen Raum wieder möglich, wenn nicht sogar erwünscht wurde, von „Eliten“ zu sprechen. Hochschulen in privater oder halböffentlicher Trägerschaft traten ins Leben, die ausdrücklich die Zielperspektive formulierten, gegen gutes Geld Spitzenkräfte auszubilden, und auch wenn es in Deutschland nie zu dem ausgeklügelten, oft kritisierten, aber noch öfter beneideten System von Elitehochschulen wie in Frankreich kam, war das doch ein untrügliches Zeichen dafür, daß ein Bewußtseinswandel eingesetzt hatte. Die Zeiten jedenfalls, in denen über deutsche Hochschulneugründungen der 1970er Jahre, die in sehr vorsichtiger Form eine Art Elitenanspruch artikuliert hatten, der öffentliche Stab gebrochen wurde, waren jedenfalls jetzt vorbei; in diesen Monaten werden im Rahmen eines bayerischen Förderprogramms neue Studiengänge eingerichtet, die ausdrücklich als "Elitenstudiengänge" bezeichnet werden. Selbst in den Printmedien scheint sich inzwischen, wenn der Eindruck nicht täuscht, ohne daß dieser Vorgang freilich medienwissenschaftlich abgestützt werden könnte, der Sprachgebrauch von den „herrschenden Klassen“ hin zu den (viel weniger negativ konnotierten) „politischen Eliten“ verschoben zu haben.

In der Geschichtswissenschaft läßt sich diese Verschiebung der Präferenzen an ganz unterschiedlichen Symptomen und Phänomenen ablesen, unter anderem an der (durch das Schicksal der DDR-Eliten vielleicht sogar stimulierten) ziemlich abrupten Hin-

²² Druck: Gustav W. Heinemann, Allen Bürgern verpflichtet. Reden des Bundespräsidenten 1969–74, Frankfurt a. M. 1975, S. 30–35.

²³ Peter Burke, Helden, Schurken und Narren. Europäische Volkskultur in der frühen Neuzeit, Stuttgart 1981.

wendung zu den Eliten des Fachs und ihrem „Überleben“ nach dem Ende des Hitler-Regimes, die auf dem Frankfurter Historikertag 1998 eine Art Kulminationspunkt erreichte²⁴. Als zweites Beispiel seien die im Abstand ganz weniger Jahre eingerichteten, auch inhaltlich nahezu parallelen Sonderforschungsbereiche in Frankfurt²⁵ und in Bielefeld²⁶ genannt, die beide mit einem modernisierungstheoretischen Ansatz dem Bürgertum an der Wende zur Moderne nachgingen, zwar in seiner ganzen Komplexität, aber doch zugespitzt auf die lokalen Funktionsträger, also eine Funktionselite. Studien und Sammelbände über „Eliten“ in der Antike²⁷, im Augsburg des 16. Jahrhunderts²⁸ und mit einem komparatistischen Ansatz in Deutschland und Frankreich im 19. und 20. Jahrhundert²⁹ erschienen in rascher Folge, Kolloquien und Konferenzen folgten in kurzen Intervallen³⁰, so daß man wenn vielleicht auch nicht von einem Paradigmenwechsel, so doch auf jeden Fall von einer bemerkenswerten inhaltlichen Auffächerung der modernen Sozialgeschichte sprechen muß. Noch in dem von Wolfgang Schieder und Volker Sellin Ende der 1980er Jahre herausgegebenen repräsentativen Sammelwerk zur Sozialgeschichte in Deutschland³¹ hatte die Elitenthematik keine explizite Berücksichtigung gefunden. Die in voller Blüte stehende moderne Kulturgeschichte hat das Panorama noch einmal zusätzlich ausgeweitet, indem sie beispielsweise – nun sogar schon ohne eingehende Reflexion des Begriffs „Eliten“ – unter dem im Augenblick besonders liebevoll gepflegten Rubrum Kultur- und Wissenstransfer die „Europareisen politisch-sozialer Eliten im 18. Jahrhundert“ aufarbeitet³². In eben diesem Kontext verortete sich nun auch ein Projekt der Gerda Henkel Stiftung über

²⁴ Dokumentation der einschlägigen Sektion des 42. Deutschen Historikertags: Otto Gerhard Oexle/Winfried Schulze, *Deutsche Historiker im Nationalsozialismus*, Frankfurt a. M. 1999.

²⁵ *Stadt und Bürgertum im 19. Jahrhundert*. Der SFB lief von 1988 bis 1995.

²⁶ *Sozialgeschichte des neuzeitlichen Bürgertums im internationalen Vergleich*. Der SFB lief von 1986 bis 1997.

²⁷ *Les élites municipales de l'Italie péninsulaire des Gracques à Néron*, hrsg. von Mireille Cébeillac-Gervasoni, Neapel 1996.

²⁸ *Augsburger Eliten des 16. Jahrhunderts. Prosopographie wirtschaftlicher und politischer Führungsgruppen*, hrsg. von Wolfgang Reinhard, Berlin 1996.

²⁹ *Eliten in Deutschland und Frankreich im 19. und 20. Jahrhundert*. Bd. 1: *Strukturen und Beziehungen*, hrsg. von Rainer Hudemann, Georges Henri Soutou und Louis Dupeux, München 1994.

³⁰ Als letztes Beispiel sei das Kolloquium "Geburt oder Leistung? Elitenbildung im deutsch-britischen Vergleich" genannt, das die Prinz-Albert-Gesellschaft im September 2002 in Coburg veranstaltete.

³¹ Wolfgang Schieder/Volker Sellin (Hrsg.), *Sozialgeschichte in Deutschland*, 4 Bde., Göttingen 1987.

³² *Europareisen politisch-sozialer Eliten im 18. Jahrhundert. Theoretische Neuorientierung – kommunikative Praxis – Kultur- und Wissenstransfer*, hrsg. von Joachim Rees, Winfried Siebers und Hilmar Tilgner, Berlin 2002.

Eliten im Übergang vom Ancien Régime zur Moderne³³, das zwischen 1996 und 2000 am Mainzer Institut für Europäische Geschichte lief und über das in kurzen Zügen berichtet werden soll.

*

Das Mainzer Elitenprojekt korrespondierte ganz fraglos, wie angedeutet, mit einem „Zeitgeist“, ohne daß es das ausdrücklich wollte, und es hat seinerseits dem Zeitgeist einige Impulse verliehen. Der „Zeitgeist“ und seine spezifischen Rahmenbedingungen wurden in erster Linie für die ehemals dem kommunistischen Machtbereich zugehörenden alten oder neuen Staaten relevant, in denen nach der bei Systemwechseln üblichen Umorientierungs- und Neuformierungsphase erst seit der Mitte der 1990er Jahre ein wissenschaftliches Arbeiten über Eliten denkbar geworden ist; in den kommunistischen Zeiten waren selbstverständlich Forschungen über Wirtschaftseliten oder kulturelle Eliten, sofern sie auch nur in der Nähe von Bürgerlichkeit, Adeligkeit oder Kapitalismus standen, schlicht nicht vorstellbar³⁴. Für den einen oder anderen Exilhistoriker aus jenem geographischen Raum mag das auch in den Jahren davor schon ein attraktives Forschungsfeld gewesen sein, aber die Zugänglichkeit der Quellen war für ihn natürlich immer begrenzt. Seit den mittleren 1990er Jahren, seitdem sich die Geschichtswissenschaften der fraglichen Staaten wieder zu formieren begonnen hatten, häuften sich dann aber die Kolloquien über entsprechende Themen, ob sie in den letzten Jahren nun in Prag, Sofia oder Tallinn³⁵ stattfanden, und in dem einen oder anderen Fall liegt es auf der Hand, daß das Mainzer Projekt, in das von Anfang an eine Wissenschaftlerin aus dem fraglichen Raum integriert war, in dem zudem mehrere Stipendiaten arbeiteten, eine Art Impulsgeber war; aufgrund der Vernetzung des Instituts für Europäische Geschichte mit Ostmittel- und Südosteuropa finden seine Projekte dort regelmäßig starke Beachtung.

Die andere Neuakzentuierung hat nichts mit der Geographie und den politischen Systemen, wohl aber etwas mit der Methode zu tun. In einer neuen Stufe der Forschung

³³ Kontinuität oder revolutionärer Bruch? Eliten im Übergang vom Ancien Régime zur Moderne 1750–1850.

³⁴ Einige grundsätzliche Hinweise bei Heinz Duchhardt, Die Ausformung des Europagdeankens auf dem Balkan, Bonn 2002, S. 7 ff.

kommen nämlich nun auch die komparatistischen Elitenforschungen zum Zuge, die das Mainzer Projekt gewiß nicht generiert hat, über das es aber besonders intensiv nachgedacht hat. Stellvertretend für diesen Trend zum Komparatistischen sei etwa eine 2001 erschienene Arbeit von Jonas Scherner genannt, die die Eliten in Kongreßpolen und in Spanien im 19. Jahrhundert miteinander vergleicht³⁶ – übrigens ein historiographisch bemerkenswert häufig aufgegriffenes Vergleichsbeispiel³⁷ – und zu der interessanten These gelangt, daß politisch einflußreiche und ökonomisch dominante Eliten die Entwicklung eines Landes auch erheblich hemmen statt befördern können. Während die genannten Bürgertums-Sonderforschungsbereiche doch deutlich auf lokale Fallstudien zielten, stand zumindest am Beginn des Mainzer Projekts der komparatistische Ansatz ziemlich obenan, auch wenn – es ist darauf zurückzukommen – hier nicht alle Blütenträume reiften.

Das Mainzer Eliten-Projekt, in dessen Rahmen drei promovierte Nachwuchswissenschaftler über einen Zeitraum von fast vier Jahren³⁸ und – mit unterschiedlichen Laufzeiten – ca. 15 Doktoranden und Habilitanden³⁹ gefördert werden konnten, hatte seinen

³⁵ Z. B. hatte die im Juni 2002 in Tallinn durchgeführte Konferenz „Modus vivendi“ einen stark elitenbezogenen Ansatz.

³⁶ Jonas Scherner, *Eliten und wirtschaftliche Entwicklung. Kongreßpolen und Spanien im 19. Jahrhundert*, Münster 2001.

³⁷ Schwerpunktthema des Bandes 4 (2003) des Jahrbuchs für Europäische Geschichte ist der Diktaturenvergleich Polen – Spanien; dort auch weitere Belege für den polnisch-spanischen Vergleich.

³⁸ Dr. Anja Victorine Hartmann kam mit dem Projekt der Genfer politischen Eliten aus Marburg, Dr. Małgorzata Morawiec mit dem Projekt der Breslauer kulturellen Eliten aus Breslau, Dr. Peter Voß mit dem komparatistisch angelegten Projekt der Kaufleute im Münsterland und in den benachbarten Niederlanden aus Bordeaux.

³⁹ Ich nenne die Stipendiatinnen und Stipendiaten in alphabetischer Reihenfolge, ohne die Dauer der Förderung nachzuweisen: Dr. Mariapia Bigaran, Trient (Lokale Eliten und städtische Regierung bzw. Verwaltung vom Ancien Régime bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts: Trient als Fallstudie); Bettina Blessing, Gießen (Städtische Bedienstete unter besonderer Berücksichtigung der Amtselite am Beispiel der Reichsstadt Regensburg 1660–1810); Ann T. Gardiner, New York (*Capital of Cosmopolitanism: A Cultural History of Germaine de Staël's Coppet*); Dr. William D. Godsey, Wien (Die Reichsritterschaft des Mainzer Kurstaats und der Übergang vom Ancien Régime zur Moderne 1750–1850); Siegfried Grillmeyer, Regensburg (Standesherrlichkeit zwischen Fürstenethos und Bürgertugend. Das Fürstenhaus Thurn und Taxis zwischen Ancien Régime und bürgerlicher Gesellschaft); Dr. Frank Hatje, Hamburg (Sozialkonzepte bürgerlicher Eliten im Fokus des Armenwesens: Hamburg 1700–1830); Dr. Maricio Janué i Miret, Barcelona (Städtische Eliten im Übergang zur Moderne 1770–1870: Hamburg und Barcelona im Vergleich); Cilli Kasper-Holtkotte, Frankfurt/M. (Identitätswandel und -wahrung der stadt- und landjüdischen Elite des niederländisch-belgischen und des rheinischen Raumes zwischen Aufklärung und Vormärz); Dr. Frans Willem Lantink, Haarlem (Bürgertum und Patriziat in den nördlichen Niederlanden. Der Aufstieg der Familie Enschedé und die städtische Elite Haarlems 1750–1850); Gunter Mahlerwein, Mainz (Bäuerliche Oberschichten und ländliche Elitenbildung in Rheinhessen zwischen 1700 und 1850); Thorsten Maentel, Frankfurt/M. (Bürgertum und bürgerliche Eliten Leipzigs im 19. Jahrhundert); Dr. Kurt Münzer, Berlin (Militär, Staat und Nation in der Schweiz 1798–1874); Karine Rance, Paris (Die Memoiren nach Deutschland emigrierter französischer Adliger während der Französischen Revolution); Gabriela Schlick, Frankfurt/M. (Jüdische Wechselmakler in der Reichsstadt Frankfurt am Main im 18. Jahrhundert); Britta Spies, Mün-

spezifischen Reiz, aber auch seine unverkennbaren Probleme. Wie bei den universitären Graduiertenkollegs, wurden die Mitarbeiter und die Doktoranden per Ausschreibung gewonnen, was implizierte, daß von wenigen Ausnahmen abgesehen jeder und jede mit einem methodisch bereits festgezurrten Projekt nach Mainz kam. Bei allem Bemühen, eine Art gemeinsame und damit auch verbindliche theoretische Grundlage für das Gesamtprojekt zu entwickeln: in letzter Instanz war es dafür schon zu spät, weil die Verabredungen der Nachwuchswissenschaftler mit ihren jeweiligen Betreuern Vorrang vor der Homogenität des Forschungsprojekts haben mußten. Alle Methodendiskussionen, die wenigstens einmal im Monat ganztägig stattfanden, konnten dieses strukturelle Defizit – wenn es denn ein Defizit war! – letztlich nicht mehr beheben. Anders als bei Sonderforschungsbereichen wie dem Frankfurter zum Bürgertum, an dessen Beginn ein klares theoretisches und methodische Konzept stand, das dann für die aus der eigenen Hochschule stammenden Nachwuchswissenschaftler cum grano salis verbindlich war, mußte das Mainzer Institut, das als außeruniversitäre Forschungseinrichtung über keine eigenen Studenten und kein Promotionsrecht verfügt, strukturell bedingt anders vorgehen.

Denn Methodendiskussionen waren unabdingbar, schon allein um „Eliten“ so zu definieren, daß der Begriff allgemeine Akzeptanz fand, im übrigen auch bei Teilnehmern aus verschiedenen Disziplinen, denn unter den Geförderten befanden sich neben Historikern im engeren Sinn auch Germanisten, Volkskundler und Kulturwissenschaftler. Das Projekt war ja konzipiert und zentriert worden um einen Begriff, der nicht zeitgenössisch war, demzufolge auch in den Referenzwerken des mittleren und ausgehenden 18. Jahrhunderts, der *Encyclopédie* oder dem Zedlerschen Universallexikon, keine Berücksichtigung gefunden und logischerweise auch in die „Geschichtlichen Grundbegriffe“ nicht aufgenommen worden war⁴⁰, die die politisch-soziale Sprache der sog. Sattelzeit abbilden, in der sich das Mainzer Projekt ja bewegte. Der Begriff war in den 50er Jahren von der damals aufblühenden Soziologie entwickelt und genutzt worden,

ster (Das Tagebuch der Caroline von Lindenfels. Leben und Erleben einer oberfränkischen Adligen am Ende der ständischen Gesellschaft 1791–1849); Klaus Weber, Hamburg (Deutsche Kaufmannsfamilien im atlantischen Manufaktur- und Kolonialwarenhandel. Netzwerke zwischen Hamburg, Cadiz, Bordeaux und Bilbao 1715–1830).

⁴⁰ Das Register (= Bd. 8) weist den Begriff zwar aus, aber nur in Verbindung mit anderen Lemmata (Adel, Masse, Volk, Heer). Der Elitenbegriff an sich fehlt.

dies seinerzeit mehr oder weniger ausdrücklich mit der Prämisse, daß er der Analyse der Moderne vorbehalten bleiben müsse und auf frühere Epochen nicht angewandt werden könne. Freilich war diese Position nie unumstritten gewesen; schon seit den ausgehenden 1970er Jahren hatten sich auch in der Soziologie die Stimmen gemehrt, von denen die Günter Endruweits hier herausgegriffen werden soll⁴¹, daß „Elite“ zu den „sozialen Universalien zu zählen“ sei und insofern mit Beachtung des räumlich und zeitlich Spezifischen auch auf vormoderne Epochen appliziert werden könne. Von daher lag für die Mainzer Elitengruppe dann auch ein relativ weitgefaßter und eher „weicher“ Definitionsansatz nahe, etwa in der Richtung, unter einer Elite Mitglieder eines sozialen Systems zu verstehen, die aufgrund eines Selektionsprozesses sich den übrigen Mitgliedern des Systems als überlegen erwiesen hatten. Das machte dann zum Beispiel auch die gutsituierten Bauern in rheinhessischen Dörfern, die in einer Dissertation behandelt wurden⁴², zu Angehörigen einer Elite, Frankfurter Juden, die das begehrte und sozial aufwertende Amt des von der Kommune bestellten Wechselmaklers erlangten⁴³, oder reichsstädtische Bedienstete, die allein aufgrund ihrer Funktion in ihrer Kommune mit Eliteanspruch auftraten⁴⁴. Im Grunde mußte sich aber jeder der beteiligten Wissenschaftler seinen Elitenbegriff selbst konstituieren – für den Fachmann nichts Überraschendes, weil diese Aussage korreliert mit der allgemeinen Unsicherheit über eine verbindliche Definition, die, wenn man denn schon auf den Elitenbegriff rekurriert und nicht Führungsschichten oder Ähnliches vorzieht, jeden Forscher und jede Forschergruppe zwingt, für das jeweilige konkrete Forschungsfeld eine inhaltliche Kategorisierung von „Elite“ vorzunehmen. Denn die in der Sozial- und Geschichtswissenschaft bevorzugten Großeinteilungen, drei Elitenansätze voneinander zu unterscheiden – die Entscheidungselite, die Positionselite und die Reputationselite – oder auf ein ausdifferenzierteres Fünfersystem zu rekurrieren (Positions-, Wert-, Reputations-, Leistungs-, Funktionseleite), half in den meisten Fällen nur bedingt weiter.

⁴¹ Günter Endruweit, Elitebegriffe in den Sozialwissenschaften, in: Zeitschrift für Politik 26 (1979) S. 30–46.

⁴² Gunter Mahlerwein, Die Herren im Dorf. Bäuerliche Oberschicht und ländliche Elitenbildung in Rheinhessen 1700–1850, Mainz 2001.

⁴³ Projekt Schlick; vgl. oben Anm. 39.

⁴⁴ Projekt Blessing; vgl. oben Anm. 39.

Der besondere Reiz des Projekts lag darin, daß hier eine sehr internationale Gruppe von Nachwuchswissenschaftlern zusammenfand und über einen längeren Zeitraum beisammen blieb – außer aus Deutschland aus der Schweiz und den USA, aus Italien und Polen, aus Frankreich und den Niederlanden –, die inhaltlich und methodisch zumindest ähnlich arbeiteten und sich in einem spannenden Prozeß und einem immerwährenden interkulturellen Gespräch ständig befruchteten. Dieser Austausch war um so intensiver, als nur solche europäischen Gemeinwesen behandelt wurden, die nicht-zentralstaatlich organisiert waren und die, anders als etwa Großbritannien oder Rußland, von dem Prozeß der mit der Revolution einhergehenden gesellschaftlichen Transformation gleich mehrfach betroffen waren; auch die Tatsache, daß sich bei jenen Gemeinwesen der Blick nicht von vornherein auf Prozesse der Industrialisierung und der Modernisierung einengte, erwies sich für die gruppeninternen Diskussionen als Vorteil, weil der Grad der Vergleichbarkeit sich damit erhöhte. Am Beginn des Projekts und an seinem Ende standen im Dezember 1996 bzw. im März 1999 zwei große Kolloquien, auf denen auch Forscher, die mit dem Projekt nichts zu tun hatten, zu Wort kamen, im übrigen auch aus den drei genannten bzw. noch zu nennenden Sonderforschungsbereichen bzw. Forschungsprojekten, auf denen aber auch jeder Beteiligte sein Einzelprojekt vor- und zur Diskussion stellte. Diese beiden Konferenzen wurden in einem stattlichen Sammelband dokumentiert⁴⁵, der von der Fachwissenschaft freundlich aufgenommen wurde⁴⁶. Zum Rahmen des Projekts zählten zudem regelmäßige Arbeitstreffen und (öffentliche oder interne) Einzelvorträge von Gastwissenschaftlern⁴⁷, die über parallele Erscheinungen arbeiteten. Noch während der Laufzeit des Projekts und seitdem sind die weitaus meisten Dissertationen approbiert und wenigstens zwei Habilitationsschriften angenommen worden⁴⁸, die zu einem Teil in einer Unterreihe der Schriftenreihe des Mainzer Instituts⁴⁹ veröffentlicht wurden oder

⁴⁵ Eliten um 1800. Erfahrungshorizonte, Verhaltensweisen, Handlungsmöglichkeiten, hrsg. von Anja Victorine Hartmann, Małgorzata Morawiec und Peter Voß, Mainz 2000.

⁴⁶ Bisher gelangten zu meiner Kenntnis die folgenden Rezensionen: FAZ 19. Jan. 2001, S. 48 (Wolfgang Burgdorf), Das Historisch-Politische Buch 50 (2002), H. 6 (Günther Schulz)), Archiv für Sozialgeschichte online 41 (2001) (Hans-Werner Hahn), Ricerche di storia politica 5 (2002) (Claudio Tommasi).

⁴⁷ Unter anderem von Heinz Reif, Christian Windler, Marteen Prak und Ute Daniel.

⁴⁸ Anja Victorine Hartmann, Reflexive Politik (Universität Mainz 2002); Frank Hatje, „Gott zu Ehren, der Armut zum besten“. Hospital zum Heiligen Geist und Marien-Magdalenen-Kloster in der Geschichte Hamburgs vom Mittelalter bis in die Gegenwart (Universität Hamburg 2002). Bei etlichen anderen Habilitationsvorhaben ist mir der aktuelle Sachstand unbekannt.

⁴⁹ Historische Beiträge zur Elitenforschung, bisher 3 Bde.

werden. Mit ihr ist zugleich ein Publikationsforum eröffnet worden, das auch für andere „Historischen Beiträge zur Elitenforschung“ – so sein Titel – offensteht.

Das Mainzer Projekt stand unter der (für die soziologische Elitenforschung eher „normalen“ denn atypischen) Fragestellung, ob Eliten jedweder Art – Geburts- oder Funktionseleiten, oder, um bei den obigen Unterscheidungen zu bleiben, Entscheidung-, Positions- oder Reputationseliten bzw. Positions-, Wert-, Reputations-, Leistungs-, Funktionseleiten – durch die Französische Revolution und deren europäische Breitenwirkung nicht nur Brüche erlebten, sondern auf Dauer „unten“ blieben, ob die neuen Systeme notwendigerweise oder gezwungenermaßen auf die alten Funktionsträger zurückgriffen, ob also die Revolution in sozialgeschichtlicher Hinsicht als ein tiefer und nachhaltiger Bruch für den einzelnen oder die Gruppe erscheint oder nicht doch die Elemente der sozialen und funktionalen Kontinuität überwogen. Seit geraumer Zeit war in deutlicher Abwendung vom Klischee des radikalen Bruchs und des ebenso radikalen Austauschs von Eliten, deren Exklusivität und defizitäre Offenheit für Neues von manchen Sozialwissenschaftlern geradezu als Beweggrund für den Ausbruch von Revolutionen eingeschätzt wird, die Grundthese der Forschung die gewesen, daß die überkommene Machtelite des Ancien Régime durch den ersten Schwung der Revolution ihrer Herrschaft verlustig ging und durch eine revolutionäre Elite ersetzt wurde, die sich überwiegend aus der Schicht der Intellektuellen rekrutierte, daß diese neue Elite dann aber ihrerseits den radikalen Säuberungen einer extremen Parteiung – die Stichworte sind *Terreur* und *Grande Terreur* – zum Opfer fiel und eine Gruppierung an die Macht brachte, die, anders als die alten und die neuen Eliten, über keinen anderen ideologischen und gemeinschaftlichen Zusammenhalt verfügte als über den gemeinsamen Haß auf alle, die vorher geherrscht hatten. Diese Akteure der *Terreur* wurden dann rasch von einer militärisch geprägten Elite abgelöst, die nun auch wieder zögernd Mitglieder der Eliten des Ancien Régime assimilierte, um schließlich die Restauration sowohl der alten Machthaber als auch ihrer politischen Programme einzuleiten. Dieses Panorama vom mehrfachen Elitenwechsel, von der Wechselwirkung von neuem politischen Personal und neuer Politik, war für das Mainzer Projekt erkenntnisleitend, weil nach den Erfahrungen mit anderen Revolutionen die kaskadenartige Abfolge von neuen und alten Eliten näher an der historischen Realität zu stehen schien als die An-

nahme einer Stunde Null, die alles irreversibel und auf Dauer veränderte. Insofern korrespondierte der Ansatz auch mit einem schon seit den späten 1960er Jahren absehbaren und sich dann auf breiter, ja ganzer Linie durchsetzenden Forschungsparadigma, die Zäsurfunktion der Französischen Revolution generell sehr kritisch zu hinterfragen; Reinhart Kosellecks Konzept der europäischen „Sattelzeit“⁵⁰ hatte hier für Deutschland den Kammerton vorgegeben, mit dem die Verkettung und Interdependenz von kurzfristigen revolutionären Ereignissen und langfristigen sozioökonomischen Umwälzungsprozessen aufgezeigt werden sollte, aber letztlich auch schon Robert Palmers und Jacques Godechots Konstrukt einer ganzen Abfolge von europäischen Revolutionen⁵¹, die dem Ereignis von 1789 viel von seiner spektakulären Einzigartigkeit genommen hatte. Die Negierung der alten Epochenzäsur 1789 ist in der deutschen Geschichtswissenschaft sowohl bei den Revolutionsspezialisten als auch bei den „Generalisten“, etwa den Autoren der Propyläen Geschichte Europas⁵² oder der Deutschen Geschichte des Siedler-Verlags⁵³, inzwischen geradezu zu einem Gemeinplatz geworden und etwa auch für die ländliche Sozialgeschichte nachhaltig abgestützt worden⁵⁴, so daß Autoren, die in traditioneller Weise ihre Bücher mit der Französischen Revolution enden lassen oder beginnen, dies mittlerweile legitimieren zu müssen glauben⁵⁵. Es ist ja wohl auch ein genereller Wesenszug der modernen Geschichtswissenschaft, Einschnitte, die in der Vergangenheit geradezu kanonische Bedeutung hatten und über Generationen hinweg der Gefahr des Hinterfragtwerdens entzogen schienen, zu relativieren, wenn nicht gar für obsolet zu erklären; die nie unumstrittene, seit langem als porös gedachte Epochenlinie zwischen Mittelalter und Neuzeit, immer schon eher als eine Art Grenzsäum denn als eine präzise Linie verstanden, steht heute verstärkt, ja

⁵⁰ Unter anderem entwickelt in: Preußen zwischen Reform und Revolution: Allgemeines Landrecht, Verwaltung und soziale Bewegung von 1791–1848, 3. Aufl., Stuttgart 1981.

⁵¹ R. R. Palmer, *The Age of Democratic Revolution*, 2 Bde., Princeton 1959–64; J. L. Godechot, *Les révolutions 1770–1799*, Paris 1963.

⁵² Eberhard Weis, *Der Durchbruch des Bürgertums 1776–1847*, Frankfurt a. M. 1978.

⁵³ Horst Möller, *Fürstenstaat oder Bürgernation. Deutschland 1763 – 1815*, Berlin 1989.

⁵⁴ Christof Dipper, *Übergangsgesellschaft. Die ländliche Sozialordnung in Mitteleuropa um 1800*, in: *Zeitschrift für Historische Forschung* 23 (1996), S. 57–87.

⁵⁵ Vgl. den von Anja V. Hartmann in dem unten Anm. 66 genannten Aufsatz (S. 390, Anm. 4) gegebenen Hinweis auf Michael Erbe, *Geschichte Frankreichs von der Großen Revolution bis zur Dritten Republik 1789–1884*, Stuttgart 1982.

massiv zur Disposition, so daß vor gut 30 Jahren sogar eine Zeitschrift ins Leben trat⁵⁶, deren primäres und erklärtes Ziel es war und ist, den Zeitrahmen zwischen dem 13. und dem frühen 19. Jahrhundert als eine Einheit zu betrachten – man beachte im übrigen, bis zum frühen 19. Jahrhundert, nicht etwa bis zum Ausbruch der Revolution.

Die Kernfrage der Kontinuität von Führungsschichten war bis dahin in erster Linie am Beispiel des Bürgertums aufgeworfen worden, wobei vor allem hinsichtlich der kulturellen Dimension von „Bürgerlichkeit“ deutlich unterschiedliche Positionen vertreten wurden: die Bielefelder Schule, um es zuzuspitzen, ging von einer weitgehenden Einheitlichkeit des in sich differenzierten Bürgertums hinsichtlich seiner „Lebensführungspraktiken“ aus, die Frankfurter Schule eher vom Konzept zweier Bürgerkulturen, der einer „Kulturhegemonie“ bürgerlicher Schichten und einer egalitären Bürgerkultur. Für unsere Fragestellung war noch entscheidender die Kontroverse, die sich zwischen der These, der Stadtbürger des Ancien Régime sei gewissermaßen die Keimzelle des modernen Bürgertums, und der Position bewegten, das Bürgertum des 19. Jahrhunderts sei im Kontext der Ausbildung moderner Staatlichkeit aus sozialen Gruppen erwachsen, die mit dem alten Stadtbürgertum wenig gemein hätten.

Das zweite Feld, auf dem Fragen der sozialen Kontinuität oder Diskontinuität über den Umbruch der Revolutionszeit hinweg bisher vorrangig verfolgt wurden, war die Adelforschung. Das Problem, ob und mit welchem Instrumentarium die traditionelle Führungsschicht des Ancien Régime sich zu behaupten vermochte, ob der Adel Beharrungs- und Selbsterhaltungskräfte zu entwickeln vermochte, die der Situation angemessen waren, ob er sich „verbürgerlichte“, ob er sich vom Gutsherrn zum Unternehmer, vom Kleinherrscher zum Teil einer Funktionselite zu wandeln vermochte, stellt ja ein Faszinosum dar, das die Forschung seit den 1980er Jahren auch zu erkennen begann, indem sie allerdings in Verbindung von Adels- und Bürgertumsforschung vorrangig die Interaktionen zwischen beiden sozialen Gruppen thematisierte, der dann in die Formel vom adlig-bürgerlichen Elitenkompromiß einmündete. Noch in dem von Heinz Reif und Hartmut Harnisch Mitte der 1990er Jahre initiierten Berliner For-

⁵⁶ Die Zeitschrift für Historische Forschung. Vgl. das programmatische Vorwort der Herausgeber in Bd.1, Heft 1 (1974), S. 1 f. mit der Ankündigung, sich auf das „Mittelstück nachantiker europäischer Geschichte“ konzentrie-

schungsprojekt⁵⁷ dominiert diese Fragestellung sehr eindeutig, die im übrigen von der Arbeitshypothese ausgeht, daß sich infolge der tiefgreifenden Fraktionierungen zwischen Bürgertum und Adel, aber auch innerhalb beider Gruppen eine adlig-bürgerliche Elitenformation und damit ein politischer Minimalkonsens der Eliten nie habe bilden können. Auch ein von Elisabeth Fehrenbach aufgrund eines Kolloquiums am Münchener Historischen Kolleg herausgegebener Sammelband hatte die These von der gelungenen Elitensymbiose zwischen Adel und Bürgertum während der Umbruchzeit schon mit ganz dicken Fragezeichen versehen⁵⁸. Einer der Initiatoren des Berliner Projekts, Heinz Reif, hat im übrigen im Kontext des neugeprägten Schlagworts der „Adeligkeit“⁵⁹ auch ein Deutungsmuster geliefert, das – u. a. wegen der spezifischen Lebensform und der ausgeprägten Erinnerungskultur – das erfolgreiche „Obenbleiben“ des Adels im 19. und sogar 20. Jahrhundert erklären soll. Der Adel, wir wissen das aus anderen politisch-sozialen Kontexten, entwickelt ja nicht selten Überlebensstrategien, um sich Verkrustungen und Betätigungsfeldern zu entziehen, die offenbar ausgedient hatten; es mag genügen, hier an den venezianischen Adel des späteren 18. Jahrhunderts zu erinnern, der sich mehr und mehr aus dem politischen Leben der Lagunenrepublik zurückzog, um auf der Terraferma in der Landwirtschaft und im üppig gestalteten Landhaus eine Alternative zur bisherigen Lebensgestaltung zu erblicken und entsprechende Ressourcen neu zu erschließen⁶⁰.

In dem Mainzer Elitenprojekt sind Arbeiten zu den bürgerlichen Eliten selbstredend vertreten gewesen, etwa zu den Genfer bürgerlichen Eliten, die ja seit den 1760er Jahren mehrere Systemwechsel und Revolutionen zu überstehen hatten und bei denen die soziale Technik des „Obenbleibens“ besonders anschaulich demonstriert werden kann – Genf ist ein eindruckliches Beispiel dafür, daß das oben skizzierte Grundmuster der klassischen Revolutionserzählung sich wiederholte und mehrfache Elitenwechsel

ren zu wollen.

⁵⁷ Elitenwandel in der gesellschaftlichen Modernisierung. Adel und bürgerliche Führungsschichten in Deutschland 1750–1933. Das Projekt startete 1996.

⁵⁸ Elisabeth Fehrenbach (Hrsg.), Adel und Bürgertum in Deutschland 1770–1848, München 1994.

⁵⁹ Ich beziehe mich auf einen Vortrag, den Heinz Reif am 18. Juni 1997 im Institut für Europäische Geschichte Mainz gehalten hat.

⁶⁰ Oliver Thomas Domzalski, Politische Karrieren und Machtverteilung im venezianischen Adel (1646–1797), Sigmaringen 1996; Volker Hunecke, Der venezianische Adel am Ende der Republik 1646–1797. Demographie, Familie, Haushalt, Tübingen 1995.

stattfanden, daß dann aber die eigentliche politische Transformation der Stadtrepublik in eine moderne Demokratie im Sinn des von der Soziologie entwickelten Begriffs der „reflexiven Politik“ ohne Revolution vor sich ging und ganz wesentlich von Familien getragen wurde, deren Wurzeln im vorrevolutionären Ancien Régime lagen⁶¹. Im Mainzer Projekt versammelten sich auch etliche Arbeiten zu einzelnen Adelsfamilien, etwa den Thurn und Taxis⁶², bzw. zu Gruppen von Niederadligen, jenen, die zum rheinischen Stiftsadel zählten und deren institutionelle, soziale und wirtschaftliche Basis mit der Neukonstituierung der katholischen Kirche nach 1803 bzw. 1806 ja wegbrach⁶³. Aber in wenigstens gleichem Maß fanden auch andere Eliten Berücksichtigung, die im bisherigen Forschungsparadigma keine entscheidende Rolle gespielt hatten. Das betraf unter anderem die ländlichen, also bäuerlichen Eliten, deren Konturen am Fallbeispiel dreier rheinhessischer Dörfer exemplarisch geschärft wurden, und vor allem die kulturellen Eliten.

Eine Amerikanerin⁶⁴ hat jene vor allem eidgenössische, aber auch europäische Elite rekonstruiert, die auf Schloß Coppet als dem „kosmopolitischen Zentrum“ Europas bei Madame de Staël ein- und ausging und sich als Nukleus eines Transferprozesses in eine neue Zeit hinein, als „unerkannter Gesetzgeber der Welt“ (Percy B. Shelley), verstand. Eine der Mitarbeiterinnen beschäftigte sich mit den kulturellen Eliten in Breslau⁶⁵, den Professoren und Kulturschaffenden, den Mitgliedern der gelehrten Vereine, den Mäzenen der Orchester, Theater und Museen – ausnahmslos Arbeiten, die sich entsprechend dem oben Gesagten ihren Elitenbegriff erst zu bilden hatten.

Hier scheint in der Tat einer der innovativen Effekte des Mainzer Projekts faßbar zu sein, von der bisherigen Fixierung der historischen Elitenforschung auf Adel und Bürgertum wegzukommen und den ländlich-bäuerlichen, den jüdischen und vor allem den kulturellen Eliten ein neues Augenmerk gewidmet zu haben. Gerade weil das Mainzer

⁶¹ Eine Kurzfassung der Studie von Anja Victorine Hartmann jetzt in: *Colloquia Academica G* 2002, Mainz/Stuttgart 2002, S. 59–73 (Politische Eliten in der Revolution. Das Beispiel Genf 1760–1841). Die Studie erscheint in den „Historischen Beiträgen zur Elitenforschung“ im Jahr 2003.

⁶² Projekt Grillmeyer, vgl. Anm. 39.

⁶³ Projekt Godsey, vgl. Anm. 39.

⁶⁴ Projekt Gardiner, vgl. Anm. 39.

⁶⁵ Projekt Morawiec, vgl. Anm. 38.

Projekt einen eher flexiblen Elitenbegriff pflegte und ihn nicht kanonisierte, war es möglich, von der Gruppenspezifität der beiden genannten Großgruppen Adel und Bürgertum wegzukommen und andere Konfigurationen in dem Mittelpunkt zu stellen. Denn dies sind in der Übergangsgesellschaft, mit der sich das Projekt beschäftigte, ja durchaus spannende Fragen: wie bäuerliche Führungsschichten unter veränderten Sozialstrukturen oben bleiben, sich politisch emanzipieren, zu kleinen Unternehmern werden und ihren Lebensstil „verbürgerlichen“, wie Juden nach dem formalen Wegfall bisheriger Beschränkungen durch die Emanzipationsedikte in Führungspositionen in Wirtschaft und Kultur einrücken, also bisherige Elitenfunktionen verstärken, wie sich schließlich durch die neue Offenheit und das neue Gewicht der Kultur gruppenüberschreitende kulturelle Eliten bilden, eine Art neue *République des lettres*, die in den alten Lesevereinen des Ancien Régime zwar angelegt waren, aber nun doch gesamtgesellschaftlich ein neues Gewicht gewinnen. Letzten Endes entspricht dieses Erkenntnis, daß Eliten sich ständig neu bilden können, um auf neue Herausforderungen zu reagieren, ja auch den Definitionsversuchen der neuesten Forschung, die damit – so eine der Mitarbeiterinnen des Projekts⁶⁶ – die von der Begrifflichkeit der ständischen Gesellschaft befreite neue Führungsgruppe benennt, die sich zugleich ständeübergreifend als Oberschicht durch einen gemeinsamen Wertekodex auszeichnet.

Und hier scheint mir denn auch die Zukunft – oder zumindest eine Zukunft – der historischen Elitenforschung zu liegen, für die sich die ausschließliche Orientierung am Modernisierungsparadigma – welchen Beitrag zur gesamtstaatlichen Beschleunigung leisteten bestimmte Elitegruppen – zunehmend als eine Art Prokrustesbett zu erweisen scheint. Über die Wege des Adels aus seiner Welt in eine neue Welt ist inzwischen viel gearbeitet und geschrieben worden, und weitere Fallstudien werden das Bild von der Technik des Obenbleibens und der Elitenkompromisse mit einiger Wahrscheinlichkeit nur noch geringfügig modifizieren. Wo die Forschung aber noch entschieden Nachholbedarf hat, das ist das Feld der ad-hoc-Elitenbildungen, der transitorischen Elitenkonfigurationen, derjenigen, die nicht mit der Geburtsständigkeit oder der Veranlagung zur Steuer faßbar sind: der kulturellen Elite, die in ständiger Bewegung ist

⁶⁶ Anja Victorine Hartmann, Kontinuitäten oder revolutionärer Bruch? Eliten im Übergang vom Ancien Régime zur Moderne, in: Zeitschrift für Historische Forschung 25 (1998), S. 389–420, hier S. 404.

und sich in einer Kommune sehr schnell wieder verändern kann, der bürokratischen Elite, die bei einem Macht- oder Regimewechsel von heute auf morgen durch eine andere ersetzt wird, Wirtschaftseliten, die sich in Klubs organisieren mögen, aber schon allein aufgrund der ihnen eigenen Mobilität nie in die Gefahr gerieten oder geraten zu verkrusten. Das wissenschaftliche Thema ist nicht neu, es beschäftigt unter dem Schlagwort der „Elitenzirkulation“ die Elitentheoretiker letztlich schon seit den Anfängen der Soziologie; aber die Aufarbeitung dieses Ansatzes durch die Geschichtswissenschaft ist doch noch extrem defizitär. Hier werden, wie es scheint, Wandlungsprozesse in der Gesellschaft, ihre Geschwindigkeiten und ihre retardierenden Momente, viel eher greifbar als bei einer Fixierung nur auf „Bürgertum“ und Adel.

Der zweite Bereich, in dem wissenschaftlicher Handlungsbedarf besteht, ist der Bereich der mehrfachen Elitenzugehörigkeit, also – um ein Phantom zu kreieren – jenes adligen Unternehmers, der gleichzeitig der kulturellen Elite seiner Kommune zuzurechnen ist und möglicherweise zugleich noch einer Partielite. Damit ist neben dem „Mehrfachelitismus“ zugleich dann auch das Problem der Homogenität und Heterogenität von Elitenkonfigurationen angesprochen, jener Schichten also, die lange und auch heute noch als Führungsschichten bezeichnet werden, ohne daß diese beiden Begriffe deckungsgleich wären: Führungsschicht ist immer auch Elite, aber nicht immer ist Elite Führungsschicht. Und damit in Zusammenhang steht zudem das Phänomen der grenztranszendierenden Eliten; die Mitglieder der Führungsmannschaft der Paneuropa-Bewegung des Grafen Coudenhove-Kalergi in den späten 1920er Jahren, um nur ein Beispiel aus einem mir im Augenblick naheliegenden Bereich anzuführen, verstanden sich ja ganz fraglos als eine europäische Elite, die die Zukunft bestimmen werde. Überhaupt scheint mir die Aufarbeitung der wirklich europäischen Eliten, die in Paris *und* St. Petersburg einen Wohnsitz hatten, die in österreichischen *und* finnischen Zeitschriften publizierten, in italienische Adelsfamilien einheirateten, sechs Sprachen beherrschten und sich dann auch noch um eine europäische Konföderation bemühten, noch in den allerersten Anfängen zu stecken.

Denn, um von diesem Phantom wieder wegzukommen, es *gab* ja ganz gewiß und ganz real eine solche europäische Elite, die sich allen Zuordnungen zu einer einzigen lokalen, regionalen oder nationalen Kultur entzieht, ob man nun an Künstler wie Canaletto, an Musiker wie Salieri, an Wissenschaftler, die sich zwischen der Schweiz oder Italien und dem Zarenreich bewegten, an die Curies oder Coudenhoves denkt, an all die „Europagänger“, deren Elitenstrukturen – die Rahmenbedingungen, die Vernetzungen, die Technik des „Obenbleibens“ – noch völlig im Dunkeln liegen. Ob man bei einer Europäisierung der historischen Elitenforschung mit dem bisherigen Instrumentarium und den bisherigen Begrifflichkeiten auskommt, scheint mir bei alledem eine ganz offene Frage zu sein.

Elitenforschung ist elementar auf den Vergleich angelegt, aber das ist ein schwieriger Ansatz, der zumindest den Anfänger in aller Regel überfordert. In dem Mainzer Elitenprojekt, um zumindest punktuell einmal einen Einblick in die praktische Arbeit eines solchen Drittmittelprojekts zu ermöglichen, waren anfangs fast alle beteiligten Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen der dezidierten Meinung, eine Vergleichsstudie in Angriff nehmen zu sollen, also: die Kaufmannseliten im Münsterland und in den östlichen Niederlanden, die politischen Eliten in Hamburg und in Barcelona im Vergleich. Beendet wurden diese ambitionierten Studien am Ende durchweg mit dem *einen* Fallbeispiel. Für dieses deutliche Zurückschrauben des eigenen Anspruchs muß man vielleicht sogar Verständnis aufbringen, weil das Einarbeiten in zwei verschiedene Kulturkreise und Wissenschaftstraditionen in der Anfangsphase einer Wissenschaftlerkarriere oder in der Endphase des Studiums in aller Regel zu viel Zeit verschlingt, wobei man zudem zu berücksichtigen hat, daß Vergleichsstudien im allgemeinen ein symmetrisches Quellenmaterial erfordern, das längst nicht immer in gleicher Dichte zur Verfügung steht. Aber das ist selbstverständlich kein Votum gegen den komparatistischen Ansatz an sich, ganz im Gegenteil: er wird immer als Ausweis und Demonstration besonderer wissenschaftlicher Dignität fungieren.

*

Ich habe im Titel dieses Beitrags hinter die „Trendwende in der Geschichtswissenschaft“ ein Fragezeichen gesetzt, das am Ende zwar vielleicht etwas abgemildert wer-

den kann, aber nicht gelöscht werden soll. Die Palette der geschichtswissenschaftlichen Forschungen zur Elitenproblematik ist inzwischen höchst beachtlich, und ich will als Schlaglicht nur noch hinzufügen, daß gerade eben bezeichnenderweise auch die erste umfassende Studie über *die* Organisation vorgelegt worden ist, die sich vor allen anderen – wenn auch unter deutlicher Distanzierung vom Elitenbegriff – der Hochbegabten annimmt, der zukünftigen Führungsschichten, nämlich mit der Studienstiftung des deutschen Volkes⁶⁷. Aber die moderne sozialgeschichtliche Forschung ist heute so offen geworden, daß es nicht mehr um einen Glaubensstreit um den Königsweg, sondern allenfalls noch darum geht, wie möglicherweise bestimmte Fragestellungen aus der allgemeinen Sozialgeschichte oder der Unterschichtenforschung auf die Elitenforschung übertragen werden und *vice versa*. Eine Trendwende also bedingt, aber mit Sicherheit kein Paradigmenwechsel, der eine bestimmte Forschungsrichtung ins Abseits stellt. An der Schärfung des Profils dieses Zweigs der Sozialgeschichte hatte das Mainzer Projekt seinen Anteil, und die Förderung dieses Vorhabens hat nachhaltig auch zur Formierung einer internationalen Gruppe von Nachwuchswissenschaftlern beigetragen, die über den Tag hinaus miteinander verbunden bleiben werden. Das ist nicht wenig⁶⁸.

⁶⁷ Rolf-Ulrich Kunze, Die Studienstiftung des deutschen Volkes seit 1925: zur Geschichte der „Hochbegabten“-Förderung in Deutschland, Berlin 2001; ders., Wissenschafts- durch Hochbegabtenförderung? Die Studienstiftung des deutschen Volkes zwischen sozial- und individualemanzipatorischer Begabtenförderung von 1925 bis heute, Berlin 1999.

⁶⁸ Nach Abschluß des Forschungsprojekts publizierte das Institut für Europäische Geschichte eine Broschüre („Kontinuitäten oder revolutionärer Bruch? Eliten im Übergang vom Ancien Régime zur Moderne, 1750–1850, gefördert durch die Gerda Henkel Stiftung Düsseldorf 1996–2000“, Mainz 2000), das alle Daten enthält und das über das Mainzer Institut bezogen werden kann.

Der Autor

Geboren 1943 in Berleburg/Westfalen, nach dem Studium der Geschichte, Politikwissenschaft und Kunstgeschichte in Mainz, Bonn und Wien 1968 Promotion zum Dr. phil. in Mainz. 1969/70 Hilfsreferent im Bundeskanzleramt, 1970 wissenschaftlicher Assistent am Historischen Seminar der Universität Mainz, 1974 Habilitation, Privatdozent und Professor in Mainz, verschiedene Lehrstuhlvertretungen (Mannheim, Stuttgart, Bonn). 1984–1988 ordentlicher Professor für Geschichte der Frühen Neuzeit in Bayreuth, 1988–1995 ordentlicher Professor für Neuere Geschichte in Münster, seit 1994 Direktor des Instituts für Europäische Geschichte Mainz, Abteilung Universalgeschichte.

Ordentliches Mitglied der Akademie der Wissenschaften und der Literatur Mainz, korrespondierendes Mitglied der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, auswärtiges Mitglied der Finnischen Akademie der Wissenschaften.

Ständiger Gastprofessor der Ocean University Qingdao/VR China, seit 1996 Schriftführer des Verbands der Historiker und Historikerinnen Deutschlands.